



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mehrmann, Karl: Eine Erinnerung, eine Mahnung und eine Hoffnung : (ein Epilog zum jüngsten Marokkostreit)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Erinnerung, eine Mahnung und eine Hoffnung

(Ein Epilog zum jüngsten Marokkostreit)

Von Dr. Karl Mehrmann=Coblenz

Wir bringen diesen Aufsatz um so lieber, als er von einem bewährten Vorkämpfer der alldeutschen Idee stammt und somit eine doppelt wirksame Kritik an den letzten Beschlüssen des alldeutschen Verbandes darstellt.

Die Schriftleitung.



ir haben seit bald einem Jahre die vierzigjährige Jubelfeier der großen Siegesfreude von 1870 hinter uns, und doch sind wir heuer mehr fast als vor einem Jahre an die ungeheuern Empfindungen jener unvergleichlichen Zeit erinnert worden — aus der Absicht der politischen Taktik, den furor teutonicus zu entfesseln, um unserer

Regierung den Nacken zu steifen bei den Verhandlungen um Marokko und um den Widerstand der französischen Unterhändler zu brechen.

Man sagt, die Geschichte sei eine Lehrerin, und man setzt zuweilen hinzu: aber man hört sie nicht. In Deutschland wenigstens ist heute in weiten Kreisen die allgemeine Empfindung, daß Frankreich der Lehren von 1870 nicht mehr eingedenk sei, daß es vergessen hat, daß geeinter deutscher Kraft und einheitlichem deutschen Willen keine Nation Europas gewachsen sei. Wir aber denken daran, daß es ein vergebliches Mühen der Diplomatie und der Kriegskunst des dritten Napoleon war, den Sinn der Weltgeschichte nicht verstehen zu wollen, die in Mitteleuropa neben dem habsburgischen noch ein zweites Kaisertum deutscher Nation brauchte, um die europäische Staatenfamilie erst vollkommen in sich zu gliedern und zu entfalten. Es war die Übereinstimmung des nationalen Einheitsdranges mit der geschichtlichen Notwendigkeit, die bei Sedan den Sieg davontrug, und es war die Unfähigkeit, die Prestigefucht des nationalen

Egoismus zum Schweigen zu bringen vor dem Veränderungstrieb im Staatensystem, die den französischen Kaiser nach Kassel in die Gefangenschaft führte.

In den vier Jahrzehnten des Friedens, den uns der Frankfurter Vertrag gebracht hat, schien es zeitweilig, als ob Frankreich der Lehren des für Deutschland so glorreichen Krieges nicht eingedenk sei. Aber andererseits läßt sich nicht verkennen, daß gerade die besten Männer der dritten Republik den französischen Machtwahn von Mitteleuropa nach außereuropäischem Gebiet zu leiten suchten. Die Ausbreitung der Franzosen in Asien und Nordafrika fand Bismarcks lebhafteste Unterstützung. Und das ist die dritte Lehre, die unsere Nachbarn aus der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen ziehen sollten, daß Verträglichkeit mit Deutschland einer der Baumeister des neuen französischen Kolonialreiches gewesen ist. Die Revanchards freilich sahen in der Unterstützung, die Bismarck der kolonialen Ausbreitung der Republik angedeihen ließ, nur einen Ausfluß der Angst unseres Reichsgründers vor dem cauchemar des coalitions. Gewiß, es ist wahr, Fürst Bismarck hat, fast schon am Ende seiner gesegneten Laufbahn, noch das hinreißende Wort geprägt: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.“ Aber den furor teutonicus wirklich zu entfesseln, daran dachte er doch nur, wenn das Leben der deutschen Volkseinheit, deren Freiheit und Ehre bedroht war. Nur wo die Lebensnotwendigkeit und die Würde der Nation auf dem Spiele standen, kannte die Bismarcksche Politik keine Konnivenz, so sehr sie im übrigen zu Konzessionen bereit war.

Ein Menschenalter ist freilich nur zu sehr dazu angetan, die Söhne die bitteren Erfahrungen der Väter vergessen zu lassen. Falsche Schlüsse aus der Bismarckschen Praxis und allzu große Nachgiebigkeit der ersten Nachfolger des Reichsgründers haben in der französischen Presse den Wahn genährt, daß sich unser Lebensinteresse auf das europäische Festland und das wirtschaftliche Gebiet beschränke. Heut weiß man in Paris, daß sich die nationale Energie des Deutschen Reichs immer noch auch in Gebietserwerbungen auf kolonialem Boden zu betätigen strebt, und daß sich die deutsche Gegenpflichtigkeit, wenn nötig, auch außerhalb des europäischen Festlandes bemerkbar zu machen weiß. Wir Deutsche unsererseits sollten wissen, daß der Gedanke eines gallischen Weltreiches rings um das Westbecken des Mittelmeeres herum eine nationale Idee ist, die die heutigen Franzosen mit fast derselben Lebendigkeit erfüllt, wie vor vierzig Jahren der Wunsch nach der deutschen Einigkeit die Stämme vom Fels zum Meer. Was Frankreich mit der Gründung seines europäisch-nordafrikanischen Einheitsreiches erstrebt, ist zuletzt die Wiebergeburt des ungeheueren Gedankens der ehemals hasdrubal-hannibalschen Politik, ein Ringreich von der Stätte des alten Karthago bis an die Tore des Herkules zu errichten. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß dieser neufranzösische Imperialismus, so sehr er sich nach dem Süden in das afrikanische Festland hinein zu verbeißen scheint, zu allerletzt doch nur auf afrikanischer Grundlage seine Spitze in das europäische Festland richten möchte. Insofern sich eine solche chauvinistische Weltpolitik zu der Hoffnung versteigt,

mit den Hilfsmitteln Nordafrikas noch nach vierzig Jahren Revanche an uns zu nehmen, wird sie sicher an der Überspannung der Vergeltungs Idee zugrunde gehen. Ebenso wenn sie sich darauf kapriziert, mit dem nordafrikanischen Menschenmaterial die Lücken der eigenen Wehrkraft auszufüllen, um uns den Groß- und Weltmachtkegel auszutreiben. Das Sträuben gegen die geschichtliche Entwicklung, die sich im Bunde mit nationalem Idealismus fühlt, hat der dritte Napoleon als einen Verstoß gegen die Realpolitik mit dem Verlust seines Thrones gebüßt.

Es mag uns Deutschen schwer fallen, in dem Versuch der Franzosen, um das westliche Mittelmeer ein europäisch-afrikanisches Einheitsreich zu legen, eine geschichtliche Notwendigkeit zu spüren. Aber der Gang der Entwicklung, die uns nach Algieras führte und dort auf den Widerstand fast aller Großmächte stoßen ließ, sollte uns klar machen, daß unsere Status quo-Politik am Mittelmeer, die in dem nationalen Schwung der französischen Ausdehnungspolitik, in der diplomatischen Mächtegruppierung und in der geographischen Nachbarschaft Frankreichs und Marokkos einen Dreibund von Gegnern fand, in Wirklichkeit eine reaktionäre Politik bedeutete. So stark auch der Algierasvertrag die Souveränität des Sultans betont, tatsächlich war schon dieser Vertrag die Denkschrift auf dem Grabe der Unabhängigkeit Marokkos. Und mit dem Marsch nach Fez schritten die französischen Truppen achtlos über Grab und Grabmal hinweg.

Trotzdem gibt sich unsere nationalistische Presse, indem sie dem Entweder (einer Abtretung Südwestmarokkos an Deutschland) das Oder (des Rückzuges der Franzosen) gegenüberstellt, den Anschein, als könne sie die Mumie der Souveränität des marokkanischen Sultans wieder lebendig machen. In Wahrheit weiß sie sehr wohl, daß dieser künstliche Wiederbelebungsversuch nur eine Episode bilden würde, der die amtliche Todeserklärung bald folgen würde. Indem sie für den Fall des Bleibens der Franzosen in Marokko mit dessen Teilung zufrieden ist, verrät jene Presse, daß sie ja selbst nicht mehr an die Möglichkeit glaubt, den Gang der Ereignisse zurückschrauben zu können. Indem sie mit dem Vorschlag, Marokko zu teilen, der Republik den nördlichen Teil anbietet — wird da das angeblich so fürchterliche europäisch-nordafrikanische Einheitsreich Frankreichs etwa weniger Wirklichkeit?

Frankreich zu hindern, jemals an ein europäisch-nordafrikanisches Weltreich zu denken, wäre vielleicht damals, als sich die Republik in Tunis einschlich, noch möglich gewesen. Wenn Bismarck freiwillig, aus guten Gründen der europäischen Politik, Frankreich die Wege in Nordafrika ebnete, so haben seine Nachfolger in Algieras sein Werk gezwungen fortgesetzt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Beispiel Napoleons nachzuahmen und etwas, das wir selbst als unaufhaltbar erkannt und gefördert haben, kurz vor seinem Schluß rückgängig machen zu wollen. Ich habe, als Lloyd George und Asquith ihre Drohfreden hielten, aus der Angst des Schatzkanzlers vor einer Störung des englischen Budgets gefolgert, daß Frankreich bei einem Kriege mit Deutschland an Eng-

land keinen Helfer würde gefunden haben. Aber geeignet, die Republik unter unbessenerer Führung in einen Krieg mit uns hineinzuhetzen, waren die englischen Ministerreden nur allzu sehr. Und den Vorteil hätte bei einem saigner à blanc der beiden größten Militärmächte des europäischen Festlandes die englische Wirtschafts- und Weltpolitik mit ein paar Kanonenschüssen der britischen Flotte gehabt.

Nun habe ich wie jeder patriotische Deutsche natürlich so viel Ehrgefühl, um selbst einen Krieg nicht zu scheuen, wenn Lebensnotwendigkeiten oder die Ehre der Nation auf dem Spiele stehen. Aber daß eine Lebensnotwendigkeit des Deutschen Reiches durch die Gründung des europäisch-nordafrikanischen Reiches Frankreichs auch dann gefährdet sei, wenn Deutschland für den Machtzuwachs der Republik entschädigt werde, das behauptet auch die nationalistische Presse bei uns nicht. Denn sonst könnte sie überhaupt nicht den Vorschlag machen, gegen Abtretung des Susgebietes an uns Frankreich Nordmarokko zu überlassen. Gegen ein Handelsgeschäft in Landgebiet hat jene Presse also grundsätzlich nichts einzuwenden. Nur versteift sie sich auf die Entschädigung gerade in Marokko. Und da frage ich mit allem Ernst: Ist denn das Susgebiet in der Tat eine Lebensnotwendigkeit für Deutschland? Sind wir ohne es in unserem Bestand, in unserer nationalen und politischen Unabhängigkeit bedroht? Kein richtig Denkender wird darauf mit einem Ja antworten, und ebenso wenig auf die Frage: Bedeutet der Verzicht auf das Susgebiet eine Beeinträchtigung unserer nationalen Ehre, wenn wir dafür anderen Ersatz bekommen? Man hat gesagt, wir seien durch die englischen Drohungen von Marokko zurückgetrieben worden. Aber die deutsche Regierung hat erklären lassen, daß sie im offiziellen Verkehr mit Frankreich niemals, auch zu Anfang nicht, das Susgebiet gefordert habe. Auch der bekannte offiziöse Artikel der Kölnischen Zeitung, der frühzeitig auf die Forderung der Entschädigung im französischen Kongo vorbereitete, spricht mit seinem zeitlichen Erscheinen gegen jene Behauptung. Man mag es als Unehrllichkeit eines Großmoguls tadeln, wenn England durch seine Ministerreden den Eindruck hervorzurufen suchte, als habe die britische Diplomatie Deutschland aus dem Sus verjagt. Aber bloß um sich gegen englisches Prozedur aufzulehnen, das Verlangen nach dem Susgebiet bei Frankreich nachträglich durchzudrücken, das wäre Sucht nach Prestige à la Napoleon III. und nicht Bismarcksche Realpolitik.

Es gab nur eine Möglichkeit, die für uns zur Notwendigkeit geworden wäre, das Schwert zu ziehen: die nämlich, daß sich Frankreich oder Großbritannien überhaupt jeglicher deutschen Forderung, uns für das Gleichgewicht in Europa verschiebende Wachstum der Republik zu entschädigen, entgegenstemmt hätte. Die Entschädigung selbst war eine Lebensnotwendigkeit sowohl wie ein Gebot der nationalen Ehre, nachdem sich Frankreich über die Pflichten, die die Algecirasakte auferlegte, hinweggesetzt hatte. Dieser Lebensnotwendigkeit wie unserem Ehrgefühl nach seinen Kräften gerecht zu werden,

hat sich das offizielle Frankreich unter erzwungener oder klug-freiwilliger Zustimmung Englands durch das Angebot territorialer Entschädigung bereit erklärt. Wo diese Entschädigung liegen sollte, das war eine Frage der Zweckmäßigkeit.

Und da frage ich weiter: Hat das Susgebiet wirklich die politische Bedeutung für uns, die ihm unsere nationalistische Presse zuerteilt? Man verweist auf die Möglichkeit Frankreichs, sein Heer aus Marokko zu ergänzen. Ganz abgesehen davon, daß unsere Militärs die Bedeutung und Stärke dieser farbigen Truppen nicht sehr hoch anschlagen — aber die Möglichkeit, in Marokko zu rekrutieren, hat Frankreich ja, einerlei ob uns das Susgebiet gehören wird oder ob wir am Kongo entschädigt werden. Jedoch, vom Sus aus, so behauptet man, kann Deutschland in einem Krieg mit Frankreich ganz Nordafrika revolutionieren. Das ist eine Behauptung, der sich die andere gegenüberstellen läßt, daß uns das Sus, mitten im französischen Kolonialgebiet gelegen, bei seiner notgedrungen schwachen Besatzung sofort entrisen wird. Gewiß, beim Friedensschluß erhalten wir es wieder. Aber seine Aufgabe, ein Revolutionsherd für Französisch-Nordafrika zu sein, dürfte es während des Krieges schlecht genug erfüllt haben.

Das Susgebiet, so wird freilich weiter gesagt, hat aussichtsvolles Ansiedlungsgebiet. Die Kenner sagen's, also ist es wahr. Und das ist etwas, was gerade mich, der ich in so zahlreichen Aufsätzen der „Alldeutschen Blätter“ als Hauptmangel der auswärtigen Politik Bülow's dessen zu geringes Streben nach Ansiedlungsgebiet aufgedeckt habe, reizen mußte. Ich verzichte deshalb auf den Einwand, daß das Deutsche Reich augenblicklich Menschen nicht aus-, sondern einführt, daß im besonderen der Deutsche, wenn er auswandert, amerikanischen Boden bevorzugt, daß auch unser Südwest und der Kilimandscharo keineswegs von Ansiedlern überlaufen werden. Ich setze sogar den Fall: die Möglichkeit, den Auswandererstrom über den Atlantischen Ozean zurückzulenkten, wäre vielleicht gegeben, wenn uns in unseren Kolonien besseres Ansiedlungsland zu Gebote stände. Aber wer verbürgt sich, daß Marokko mit seiner heißen Sonne trotz der kühlenden Nähe des Atlas wirklich für die Mehrzahl unserer bäuerlichen Auswanderer etwas Lockendes hätte? Auf jeden Fall aber (und das schlägt m. E. die ganze Politik unserer nationalistischen Presse) mit ihrem: Entweder zieht sich Frankreich aus Marokko zurück oder wir nehmen das Susgebiet, bestätigen die Herren vom Alldeutschen Verband neuerdings, daß ihr Glaube an das Susgebiet als eine deutsche Lebensnotwendigkeit nicht allzu groß ist. Gesezt, Frankreich täte ihnen den Gefallen und verlasse Marokko wieder — wo bliebe dann für Deutschland dort das doch angeblich so unsagbar notwendige Ansiedlungsgebiet?

Und selbst angenommen, das Susgebiet wäre ein Stück Erde, auf das unsere Bauern erpicht wären, daß sie feinetwegen lieber einen Krieg riskieren als auf es für Kongoland verzichten würden. Ist denn der Landhunger des deutschen Bauern für die auswärtige Politik Deutschlands allein maßgebend?

Hat denn das Kongoland vor dem Susgebiet gar keine Vorzüge? Ich spreche nicht von dem Unterschied des Flächeninhalts. Die nationalistische Presse wiegt diesen Vorzug der Kongoentschädigung mit großer Leichtigkeit durch den Vorwurf auf, daß es sich ja nur um Tschadsümpfe handele. Von geographischer Kenntnis ist dieser Vorwurf ja nicht allzusehr angekränkt. Ich bin nicht zuständig, zweifle aber, ob das Susgebiet lauter Ackerboden und nicht manche Steinwüste enthält. Niemand streitet, daß es an Erzfunden einen Vorsprung hat, von dem man freilich noch nicht wissen kann, ob er in dem noch so herzlich wenig erforschten Kongoland nicht sollte eingeholt werden können. Schließlich ist doch der Gummireichtum des Kongolandes auch ein Vorteil, und wenn das Susgebiet als Baumwollland gepriesen wird, so sei doch mit allem schuldigen Respekt daran erinnert, daß es noch nicht viele Jahre her sind, daß auf Mittelafrika von den Baumwollkonsumenten ganz ansehnliche Hoffnungen gesetzt wurden. Allerdings, wenn man heute die nationalistische Presse liest, so wundert man sich, mit welcher despektierlichen Handbewegung jetzt selbst Kamerun beiseite geschoben wird im Vergleich mit dem herrlichen, dem einzigen, dem unerreichbaren Susgebiet. Und doch wurde bis zum Austausch der Susfrage unser Kamerun auch in der nationalistischen Presse stets als aussichtsreichste unserer Kolonien ausgegeben. Heute ist das anders. Es steckt eben auch in der Politik viel Eigensinn.

Ein Etwas aber, das der Entschädigung am Kongo einen unschätzbaren Wert gibt, das ist ihre Fähigkeit, das Bindeglied zu werden für die Konsolidierung unseres afrikanischen Kolonialreiches. Das Susland würde zu dem zerstückelten Herrschaftsbesitz in Afrika noch ein weiteres Stück zusammenhangslos hinzufügen. Gewiß, für die militärische Behauptung einer etwaigen Suskolonie macht deren Entfernung vom HauptstocK unseres kolonialen Besitzes nichts aus. Dieser wird ja nicht auf afrikanischer Erde verteidigt, sondern in Europa und im Indischen Ozean. Aber für die Verwaltung, für die wirtschaftliche Ausnutzung, für die Verkehrserschließung und die agrarische und industrielle Ausbeutung ist es ein Unterschied, ob unser Kolonialgebiet in einzelnen Stücken über ganz Afrika zerstreut liegt oder ob es sich zu einer großen Herrschafts- und Verkehrseinheit zusammenfügen läßt. Sicherlich: auch die Abtretungen am Kongo machen Deutsch-Ost- und Westafrika noch zu keinem zusammenhängenden Kolonialreich, und zwischen der Mitte des schwarzen Erdteils und dem Südwesten klappt noch die Angolalücke. Aber die Entwicklungsmöglichkeiten zur Vereinheitlichung sind mit der Abtretung am Kongo gegeben. Wir können schon dann eine dem Einfluß der Weltmächte entrückte Bahnverbindung zwischen Ostafrika und dem vergrößerten Kamerun durch das den Wechselfällen des Krieges entzogene neutrale Belgisch-Kongo führen. Und der Zukunftsentwicklung sind keine Grenzen gesetzt. Koloniale Erwerbungen sind, wenn sie nicht durch Friedensschlüsse bedingt werden, Handelsgeschäfte, also ohne Beeinträchtigung des nationalen Ehrenpunktes auch im Frieden möglich. Wer will heute, wo wir sogar von der

Großmacht Frankreich im Frieden ein mittelafrikanisches Gebiet von der Größe der Republik erhalten können, zu leugnen wagen, daß sich Möglichkeiten einer Besitzveränderung auch im Belgisch-Kongo erdenken lassen, durch die die territoriale Verbindung zwischen dem deutschen Osten und Westen Afrikas könnte hergestellt werden? Die Kongoakte bietet für solche Veränderungen ebensowenig unübersteigbare Hindernisse wie die ebenso internationale Algecirasakte. Auf Angola aber haben wir seit reichlich einem Duzend Jahre die erste Hypothek. Auch da sind Liquidationen möglich, die Deutsch-Südwest eng an unseren mittelafrikanischen Besitz fügen und so die Konsolidierung unseres afrikanischen Kolonialreiches vollenden können. Es ist noch nicht Kiderlen-Wächter, der uns die koloniale Einheit beschert hat, aber er will uns zu dem beträchtlichen Landgewinn der Kongoentschädigung auch die Entwicklung zu einem einheitlichen Kolonialreich bieten. Er hat damit in unsere auswärtige Politik neben dem Trachten nach einem bloßen realen Vorteil auch die Begeisterung durch eine Idee wieder eingeführt. Gerade die nationalistische Presse operiert so gern mit dem Bismarckschen Wort von der Bedeutung der Imponderabilien. Die Weckung des deutschen Idealismus ist ein solches Imponderabile.

Jedoch, der Verlust der wirtschaftlichen Kraftbetätigung in dem an Bodenschätzen so reichen Marokko wäre ein schwerer Schlag für unsere industrielle Entwicklung! Aber das zähe Feilschen um Sicherungen gegen einen solchen Verlust ist doch zunächst ein Grund zur Hoffnung, daß die wirtschaftlichen Interessen in Marokko nicht leichtfertig geopfert werden. Zur Klage über mangelnde Fürsorge für unsere Industrie kann ernstlich erst Anlaß sein, wenn der Vertragsabschluß unsere Hoffnungen nach dieser Richtung hin nicht gerechtfertigt hat.

Im übrigen hat das deutsche Volk zu Klagen allzeit Anlaß genommen. Heute heißt es, ein Bismarck würde so nicht gehandelt haben wie Kiderlen-Wächter. Mit Verlaub: als Bismarck noch im Amte war, ist ihm das Lob gerade von den Nationalen leider nicht so vorbehaltlos gespendet worden, wie heute behauptet wird. 1864 nicht, als ihm Wrangel vorwarf, mit der Feder verdorben zu haben, was das Schwert errungen habe (übrigens eine alte Phrase, die schon 1814 und 1815 abstrapaziert wurde). 1866 nicht, als König Wilhelm und seine Generale dem Ministerpräsidenten zu einem Nervenchof verhalfen, weil sie nur mit höchstem Widerstreben auf den Einzug in Wien verzichteten. 1867 nicht, als der Nationalverein wegen der Nachgiebigkeit in der Luxemburger Frage grollte. 1871 nicht, als Kaiser Wilhelm seinem Reichskanzler nach der Proklamation in Versailles die Hand verweigerte. Zur selben Zeit, als die nationalliberale Mehrheit des Reichstages Bismarcks Nachgiebigkeit gegen die bayrischen Reservatforderungen nicht begriff. Im gleichen Jahr, nach dem Frankfurter Frieden, als die Militärs den Verzicht Bismarcks auf Belfort nicht billigten. 1875 nicht, als Moltke nur widerstrebend von dem Gedanken eines Präventivkrieges abließ. 1884 nicht, als die Kolonialfreunde dem Kanzler

seine zögernde Haltung beim Erwerb Ostafrikas verargten. 1885 nicht, als der Reichsgründer im Streit mit Spanien um die Karolinen dem Papst das Schiedsrichteramt übertrug. 1888 nicht, als die freisinnige Presse über Bismarcks bulgarische Politik jammerte. 1889 nicht, als der Samoavertrag mit dem Tadel begrüßt wurde: Es gelingt nichts mehr.

Es ist das Schicksal des Diplomaten, Konzessionen machen zu müssen und dafür die Unzufriedenheit seiner Zeitgenossen zu ernten.



Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtung

(Beer-Hofmann, Hofmannsthal, Schnitzler)

Von Victor Klemperer-Berlin



it Leidenschaft und vieler, wenn auch nicht völliger Berechtigung verteidigt Grillparzer mehrfach seine „Ahnfrau“ gegen den Vorwurf, eine Schicksalsdichtung zu sein; denn als Vorwurf empfindet er die Meinung, wonach er Menschen zu Spielbällen der Willkür gemacht habe. Ein inneres gesetzmäßig waltendes Schicksal, das Gesetz der Vererbung, um dessen Entschleierung die Gegenwart ringt, stand dem jungen Dichter von 1816, schwankend und verhüllt allerdings, vor Augen. Etwa drei Menschenalter später, die übertoll sind vom Streben nach naturwissenschaftlicher Erkenntnis, hat wieder ein Wiener Schicksalsstück auf vielen deutschen Bühnen großen Erfolg, und diesmal waltet das Schicksal mit so grenzenloser Willkür, wie wohl in keiner Dichtung irgendeiner früheren Epoche.

Zwar „Der Graf von Charolais“ (Berlin, S. Fischer Verlag), der den spärlich produzierenden und vorher durch einige Novellen kaum bekannt gewordenen Richard Beer-Hofmann mit einem Schlage berühmt machte, enthält auch jene Idee der schicksalsmäßigen Erbbelastung. Der jüdische Gläubiger, an dessen Härtherzigkeit alles Flehen des Grafen abprallt, kann nicht Menschlichkeit üben, weil er unter dem Bann der Unmenschlichkeiten steht, die seinem Vater und seinen Ahnen angetan wurden:

Schneid't mir die Adern auf — heraus laßt's rinnen
 Mei Blut, damit nix von mei Vatter, und
 Mei Vatters Vatter, und von all de andern,
 Ka Tropfen Bittres, Weses in mir bleibt
 — — — — — dann will ich
 Mit Euch so reden, wie e Mensch — ich mein'
 E guter Mensch — soll zu e Menschen reden.

Und Charolais selber erklärt als Erbschaft vom Vater, woraus sein vielfältiges Erwägen der Dinge und weiter das stimmungshaft Fähe seines immer